

Von der Auflösung der Person: Das seltsame Problem der personalen Identität in neueren deutschsprachigen Autopathographien

ROMAN MIKULÁŠ – ANDREA MIKULÁŠOVÁ

DOI: <https://doi.org/10.31577/WLS.2023.15.4.3>

Kritische Lebensereignisse [...] mögen einer Person neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder bisherige verschütten. Sie machen jedoch aus niemandem einen „zweiten Menschen“.

Jürgen Straub (2019b, 19)

AUFTAKT

Die Frage nach der personalen Identität spielt in autobiographischen Texten eine wichtige Rolle. Dies ist umso mehr der Fall, wenn schwere Erkrankungen im Fokus des literarischen Zugriffs stehen. Im Folgenden sollen zwei autopathographische Werke untersucht werden, die jeweils verschiedene Krankheitsbilder zur Grundlage haben. Die Autoren, die zugleich Protagonisten dieser Texte sind, ringen mit der Frage nach ihrer Identität, nach Abgrenzung, Autonomie, Individualität oder Persönlichkeitsveränderungen.

Die zu behandelnden Sachverhalte und ihre literarische Umsetzung beleuchten Lebensumstände von Individuen, in denen die personale Identität erst zum Problem wird, sie also entweder hinterfragt oder als problematisch gedeutet wird oder erst wieder mühsam rekonstruiert werden muss. Die Frage, wer ich bin, kann nur dann als eine sinnvolle Frage angesehen werden, wenn Menschen, die diese Frage formulieren, nicht oder nicht mehr wissen, wer sie sind, wenn sie kein Gefühl mehr für ihre Unität haben – und das betrifft nicht nur äußere Ordnungen (also Entwurzelungen jedweder Art), sondern auch die innere Zerrüttung. Diese Verunsicherungen sind also der Auslöser für Fragen nach Identität.

Der Begriff der personalen Identität und die damit in Verbindung stehenden identitätstheoretischen Konzepte der Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz, die in den Textanalysen als analytische Konzepte zum Einsatz kommen, stehen pragmatisch und semantisch quer zu der Aussicht auf eine grundlegende Störung der Fähigkeit, sich im Lebensraum zu orientieren, ggf. eben als Folge schwerer pathologischer Ver-

This study was conducted as part of the VEGA project 2/0111/20 “The Interdiscursive Construction of Reality in Literature”. This work was supported by the Slovak Research and Development Agency under the Contract no. APVV-20-0179.

änderungen. Wir denken dabei an Störungen, die das Spektrum der Handlungsmöglichkeiten erheblich einschränken, bzw. diese dauerhaft reduzieren oder zerstören.

In dieser Studie wollen wir zwei Texte in Augenschein nehmen, die die Literaturwissenschaft wie auch das Feuilleton bislang nur aus dem Augenwinkel beobachtet haben: Sobo Swobodniks *Gaza im Kopf* (2015) und Susanne Krahes *Adoptiert: das fremde Organ* (1999). In den besagten Texten wird die Frage nach der personalen Identität entsprechend den Divergenzen in der Krankheitserfahrung (Hirnaneurysma bei Swobodnik und Organtransplantation bei Krahe) unterschiedlich gestaltet und entsprechend unterschiedlich werden diese, so unsere Eingangsthese, in Analogien und Metaphern kondensiert.

Hinter den jeweiligen Texten verbergen sich ebenso unterschiedlich strukturierte Spezialdiskurse als Referenzbereiche des Wissens: auf der einen Seite hirnphysiologische Grundlagen aus dem Fachdiskurs der Neurophysiologie und der Neurochirurgie sowie der Angiologie und der Gefäßchirurgie, auf der anderen Seite der Fachdiskurs der Transplantationsmedizin mit ihrer durchaus brisanten Geschichte und konfliktbehafteten Gegenwart. Das Ziel unserer interdiskurtheoretisch informierten Untersuchung ist es zu zeigen, wie die Problematik der personalen Identität auf der Ebene des subjektiven Erlebens der jeweiligen Krankheit sowie in Bezug auf den jeweiligen fachspezifischen Hintergrund literarisch umgesetzt wird und welche Nebeneffekte dabei auftreten können (vor allem im Bereich der Metaphorik).

In der Literaturwissenschaft wird in der Regel davon ausgegangen, dass Literatur das aktuell gültige medizinische Fachwissen aufgreift und transformiert. Es soll also um Spezifika der literarischen Transformation bestimmter Elemente aus den besagten Spezialdiskursen gehen – also um die Integration und kreative Repräsentation von Wissen von Spezialdiskursen im Spektrum literarischer Mittel –, die potenziell mit einer neuen Wahrnehmungs- und Denkperspektive verbunden sind. Dies geschieht ausdrücklich im Kontext der Narrativik, der Metaphorik, der Symbolik etc. Wenn wir uns auf bestimmte Fachdiskurse beziehen und dabei von Transformationen von Wissen die Rede ist, verdichtet sich der Gegenstand des Interesses in der Frage: Welche Rolle spielt dabei die Literatur und was konkret wird in ihr zu welchem Zweck, mit welchen Mitteln und mit welchem Ergebnis transformiert?

Zum Gattungsbegriff „Autopathographie“

Der in dieser Studie gebrauchte Begriff der Autopathographie ist im zeitgenössischen literaturwissenschaftlichen Diskurs relativ uneindeutig. Er wird von Diego León-Villagrà wie folgt definiert: „Die Autopathographie soll als autobiographische Form konstituiert werden, die besonderen Fokus auf den individuellen, linearen Krankheitsprozess und seine Semiotik legt“ (2022, 305; Hervorhebung im Original).

Es handelt sich mithin um eine Gattung, die sich in der deutschsprachigen Literatur in besonderer Weise im Sinne der „Neuen Innerlichkeit“ konstituiert hat. Marion Moamai beschreibt diese Gattung als: „Tagebücher oder tagebuchähnliche Aufzeichnungen mit teilweiser sorgfältiger literarischer Ausformung, die größtenteils mit dem Ausbruch der Krankheit beginnen und enden, wenn die Kraft zum Schreiben fehlt“ (1997, 24).

Als Autopathographie bezeichnen wir eine literarische Gattung, die einen persönlichen und authentisch-reflektierenden Blick auf das Erleben der eigenen Erkrankung richtet. In diesem Sinne führt Irmela Marei Krüger-Fürhoff aus:

In der (Auto-)Pathographieforschung werden Erfahrungsberichte gerne als Artikulation einer Patientenperspektive gewürdigt, die ein Gegengewicht zur Schulmedizin darstellt oder sogar explizit dagegen anspricht, indem sie den kranken Körper und seine Geschichte vom herrschenden medizinischen Diskurs zurückfordert. (2012, 85)

Der medizinische Fachdiskurs spielt dabei also eine entscheidende Rolle und er wirkt sich oft sehr stark auf die Art und Weise der Vermittlung von Erzählinhalten aus. Literatur und Medizin sind hier interdiskursiv gekoppelt. Unser Interesse betrifft also jene Elemente in den Texten, die diese interdiskursiven Kopplungen anzeigen und die Texte durch diese Kopplung einen potenziellen literarisch-kommunikativen Mehrwert erfahren.

In der Autopathographie ist allerdings auch die persönliche Erfahrung von Krankheit (subjektiv reflektierender Aspekt) ein wesentlicher Punkt in der Verfasstheit des Genres. Krankheit wird als ein Phänomen betrachtet, das früheren Erfahrungen und Ereignissen eine neue/andere Bedeutung verleiht, wodurch die personale Identität in ihrer Struktur, hauptsächlich in Hinblick auf die Kohärenz, ins Wanken gerät. Arthur Frank nennt diesen Prozess „Dekonstruktion“ (1994, 13). Die Krankheit bleibt somit im Zentrum aller Reflexionen des erlebenden und erzählenden Subjekts. Sie ist das *Movens* der Narration.

Theoretischer Bezugsrahmen I: Zur Frage nach der personalen Identität

Der Begriff der personalen Identität wird im Folgenden als Indikator für Veränderungen in der Konstruktion des Subjekts eingesetzt. Dies ist gleichzeitig ein wichtiger Ansatz, den wir in der narrativen Psychologie, in der sich das Konzept der narrativen Identität mit Erfolg durchsetzen konnte, feststellen können. Dieses Konzept finden wir für die Erforschung der meist als krisenhaft empfundenen Veränderungen und deren literarischen Verarbeitung als Bezugspunkt überaus applikabel.

Der Begriff der Identität, der heute zunehmend an Konturen verliert, hat in den Geisteswissenschaften eine lange Tradition. Er bedeutet zunächst Gleichheit oder Gleichartigkeit in Bezug auf Dinge oder Personen. Identität als Begriff des wissenschaftlichen Diskurses hat seinen Ursprung in der Philosophie, wo er die absolute logische Gleichheit bzw. Selbigkeit bezeichnet. Zugleich setzt die Identität eines Phänomens immer seine Unterscheidbarkeit von anderen Phänomenen voraus. In dieser ursprünglich logisch-nummerischen Bedeutung bezeichnet der Begriff Identität eine Beziehung, in der eine Entität ausschließlich mit sich selbst identisch ist.¹

Das Thema ist zwar alt, es hat aber auch stark an Relevanz gewonnen. Das Konzept der Identität wurde in größerem Ausmaß erst bekannt, als die Identitätsbildung gesamtgesellschaftlich zu einem Problem wurde. Die Identität ist hier als konzeptueller Referenzrahmen für die Selbstgestaltung und die soziale Arbeit von Personen zu verstehen. Zygmunt Bauman konstatiert: „Identität kann nur als Problem existieren, sie war von Geburt an ein ‚Problem‘, wurde als Problem geboren. [...] Man denkt

an Identität, wenn man nicht sicher ist, wohin man gehört. [...] ‚Identität‘ ist ein Name für den gesuchten Fluchtweg aus dieser Unsicherheit“ (1997, 134).

Identität als Vorstellung davon, wer wir sind, und als Erfahrung, von anderen auf eine bestimmte Weise wahrgenommen zu werden, ist eine lebenslange Konstruktionsarbeit, die an bestimmte kognitive und soziale Voraussetzungen geknüpft ist. Erik H. Erikson ([1959] 1973) war der Ansicht, dass zwei Wahrnehmungsperspektiven notwendig sind, damit ein Individuum eine Identität entwickeln kann – die Wahrnehmung der eigenen Gleichartigkeit und Kontinuität im Laufe der Zeit (Innenperspektive) und die Bestätigung seiner Selbstwahrnehmung durch Andere (Außenperspektive). Der Begriff der Identität umfasst also die Vorstellung eines Individuums von seiner eigenen Kontinuität und gleichzeitig seine Wahrnehmung jenes Bildes, das andere von ihm haben.

Was heute als personale Identität verstanden wird, entspricht in seinen Grundzügen dem Konzept des „Selbst“ (vgl. Straub 2000). Beide Begriffe bezeichnen eine strukturelle Einheit des Subjekts oder der Person, die sich in einem spezifischen Modus der Rückbindung des Subjekts oder der Person an das Selbst ausdrückt.

Jürgen Straub definiert Identität als eine Form oder eine Struktur des kommunikativen Selbstverhältnisses von Personen unabhängig von inhaltlichen Prädikaten (vgl. ausführlicher Straub 2019a, 74, 79, 206; 2019b, 138, 264). Diese Struktur stellt die Wahrnehmung der Einheit der Differenzen innerhalb einer Person sicher, sodann ist die Identität gleichsam als Funktion gedacht, nicht als Substanz. Es geht in den zu analysierenden Texten also um die Problematik des Zerfalls dieser Struktur mitsamt ihrer Funktion, nicht um die Beschreibung des Verlustes irgendeiner Substanz.

Ein wichtiger Aspekt im Zusammenhang mit personaler Identität ist die Frage, was genau eine Person zu einem bestimmten Zeitpunkt zu einer Person macht, d. h. was die synchronen Bedingungen der Identität von Personen sind. Das bedeutendere Problem ist allerdings jenes der diachronen Identität, also des raumzeitlichen Fortbestehens von Personen, das unter dem Begriff der Persistenz diskutiert wird.

Nach sozialpsychologischem Verständnis bildet sich Identität in sozialen Interaktionen. In diesem Sinne wird das Konzept der Identität in der Sozialpsychologie mit den Arbeiten von Erik H. Erikson in Verbindung gebracht, der diesbezüglich feststellt:

Das bewusste Gefühl, eine persönliche Identität zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen. ([1959] 1973, 18)

Theoretisch ist der Begriff der Identität in der Struktur der Beziehung einer Person zu ihrem Selbst verankert. Diese Struktur kann begrifflich ausdifferenziert werden. Dazu dienen drei Konzepte, welche die logischen Konstituenten des Begriffs der personalen Identität darstellen: Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz (vgl. Schmid 1996; Schoer 2006). Die Konzepte Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz drücken aus, dass wir eine Identität zu haben und zu erhalten suchen, dass wir ständig bemüht sind, unsere Identität vor möglichen Veränderungen zu bewahren und dass wir uns unsere eigenen Selbst-Entwürfe von anderen attestieren lassen. Um als eine

Person mit bestimmten Eigenschaften verstanden zu werden, muss diese Person also ein gewisses Maß an Konsistenz, Kohärenz und der Kontinuität im Laufe der Zeit aufweisen.

Personale Identität ist ein Geschehen, in dem das Individuum handelnd immer wieder neu, also kontinuierlich, in eine Beziehung zu sich selbst tritt und so die Aufrechterhaltung seines eigenen Selbstbildes sicherstellt. Dieser kontinuierliche Prozess erfolgt grundsätzlich durch narrative Synthesen. Hier tritt die psychosoziale Funktion von Narrationen in den Vordergrund. Der Begriff der narrativen Identität deckt sich weitestgehend mit dem Begriff der personalen Identität.

Mit Erik H. Eriksons Arbeiten wird der Ausdruck „Identität“ auf die Praxis der Autobiographie, also des Erzählens von Selbst-Geschichten bezogen. Selbst-Narrationen gelten fortan als einer der wichtigsten symbolischen Modi der Bildung, Reproduktion und Transformation personaler Identität (Straub 2019a, 85). Wenn Identität als einheitlich und kontinuierlich wahrgenommen wird, liegt es aller Voraussicht nach daran, dass wir eine bestimmte Art entwickelt haben, Diskontinuitäten oder Dissonanzen über uns selbst in eine konsistente und kontinuierliche Erzählung zu integrieren, die als Lebenserzählung bezeichnet werden kann. Insbesondere Paul Ricœur ([1996] 2005) machte auf die Korrelation zwischen Identität und Erzählung aufmerksam, und zwar mit dem Argument, dass die Erzählung jenes Medium darstellt, in dem das Selbst Identität konstituiert. Ricœur verwendet explizit den Begriff der narrativen Identität ([1996] 2005).

Theoretischer Bezugsrahmen II: Interdiskursanalyse

Theoretisch und auch methodologisch bedeutungsvoll sind für die anschließenden Textanalysen die Interdiskurstheorie und die Interdiskursanalyse, wobei wir uns vornehmlich auf jene Aspekte der Interdiskursivität beschränken werden, die letztendlich für die Erfassung der Problematik der personalen Identität belangvoll sind. Die Methodik der Interdiskursanalyse geht in einem ersten Schritt von der Verortung des zu analysierenden Textes im gegebenen System von Diskursen bzw. einer gegebenen Diskursformation aus. Der zu untersuchende literarische Text wird innerhalb des so identifizierten Systems in seiner Logik kontextualisiert und in seiner Spezifik beschrieben. Alternativ kann diese Rekonstruktion selbst eine Reihe von Spezialdiskursen und Interdiskursen umfassen, sich aber andererseits auch auf die Verwendung nur eines Diskurselements konzentrieren, z. B. eines Symbols oder einer bestimmten Reihe von Symbolen. Ferner setzt die Methode der Interdiskursanalyse die Untersuchung der in einem gegebenen Interdiskurs geltenden Regeln voraus, die jedoch alles in allem erst in der Serialität eines gegebenen empirischen Materials, d. h. auf der Grundlage wiederholter Beobachtungen in Form von Strukturbildungen, aufschlussreich werden. Der nächste Analyseschritt betrifft die Beantwortung der Frage, welche Bereiche der diskursiven Praxis oder Elemente von Spezialdiskursen in den konkreten Fällen von Interdiskursivität in einer bestimmten Weise (re)integriert werden und wie sich eine bestimmte Manifestation der Integration auf der Ebene der Imagination zu den Diskursformationen einer gegebenen Zeit verhält. Wir können dabei affirmative oder subversive Manifestationen bzw. Angebote von Alternativen

etc. beobachten. Außerdem können wir beobachten, ob ein bestimmter Interdiskurs diskursive Elemente kohärent im Sinne einer gewissen Wertorientierung oder eines Paradigmas (theoretisch, metatheoretisch, epistemologisch usw.) integriert.²

Die nachfolgenden Untersuchungen sind insofern interdiskurstheoretisch motiviert, indem sich unser Fokus in erster Linie auf diskursverbindende Elemente richtet, von denen angenommen wird, dass sie relativ stabile Teilstrukturen darstellen. Es handelt sich dabei vor allem um Formen der Veranschaulichung wie die Kollektivsymbolik, in denen sich die Tendenz zur Reintegration von Wissen aus Spezialdiskursen wohl am deutlichsten manifestiert.³ Es ist oft nicht ausreichend, ein bestimmtes Symbol oder eine Metapher im jeweiligen Kontext zu betrachten und es wird notwendig, ein Symbol in einer bestimmten Äquivalenzserie von Symbolen zu sehen, oder ein Symbol im Sinne eines bestimmten Aspekts (eines Paradigmas, z. B. nach dem einfachen Prinzip der Hyponymie) zu verallgemeinern.

EINZELANALYSEN

Sobo Swobodnik: *Gaza im Kopf* (2015)

Swobodniks Erzählung *Gaza im Kopf* ist eine Autopathographie, die mit der Diagnose eines Aneurysmas im Gehirn ansetzt und sich durchgehend stark auf den subjektiven Erfahrungshorizont des Ich-Erzählers fokussiert. Hirnaneurysma ist eine Diagnose, die einem Todesurteil gleichkommt, denn die Ruptur eines Aneurysmas endet in der Regel letal: „Eine 7 mm kleine Aussackung kann im Handumdrehen einen kompletten, hochkomplexen Organismus zerstören, ein Leben, eine Welt.“ (Swobodnik 2015, 57) Im Text geht es also um die Bewusstwerdung der eigenen Empfindungen und Gedanken angesichts der potenziell tödlichen Krankheit und in Aussicht auf die eigene Sterblichkeit.

Im Jahr 2014 wurde bei Swobodnik ein Aneurysma in der Nähe des Hirnstamms diagnostiziert, das jederzeit reißen kann. Bis zum angesetzten Operationstermin vergehen zwei Monate. In dieser Zeit versucht sich der Protagonist, mit sich selbst, mit der Krankheit und mit dem Leben unter diesen Umständen auseinanderzusetzen und sich gegebenenfalls neu auszurichten. Das Buch besteht aus 2 x 99 Annäherungen (kürzeren Kapiteln) an einen prekären Zustand. Swobodnik beschreibt diese Zeit als eine Konfrontation mit einem Feind, er personifiziert die Aussackung (Ausbuchtung), er nennt sie einen Bastard und dreht seinen achtzehnten Film, in dem er selbst die Hauptrolle spielt. Der Dokumentarfilm trägt den bezeichnenden Titel *Bastard in Mind* und wurde 2022 präsentiert. Auch in diesem Film werden die Monate zwischen der Diagnose und der Operation aufgearbeitet.

Emotionen wie Angst, Wut und Verzweiflung spielen hier eine große Rolle und werden im steten Ringen um Sagbarkeit entsprechend häufig metaphorisch konzeptualisiert. Nach dem chirurgischen Eingriff, bei welchem dem Protagonisten ein Titanclip eingesetzt wurde, fängt für ihn ein neues Leben an und er versucht herauszufinden, was von seiner alten Identität in dem neuen Leben einen Fortbestand hat und was unwiederbringlich verloren ist.

In dieser thematischen Gemengelage steht die Frage nach der personalen Identität im Vordergrund. Ähnlich gestaltet wird der Roman *Du stirbst nicht* (2009) von

Kathrin Schmidt, der hier nur am Rande erwähnt werden soll. Um den Unterschied der Sachverhalte in den beiden Texten zu verdeutlichen, sei festgehalten: Es handelt sich bei Swobodnik nicht um eine Ruptur des Hirnaneurysmas und die damit verbundenen Folgen wie Koma, Körperlähmung oder Aphasie, sondern um eine akute Bedrohung und um das Wissen, es könnte jeden Moment der Tod eintreten. Die Rede ist also von einem Damoklesschwert, das über dem Ich-Erzähler hängt und die Ausgangslage des Erzählens bildet. Der erzähltechnische Unterschied zu Schmidts Roman besteht darin, dass aus der Ich-Perspektive erzählt wird. Ähnlichkeiten bestehen auf der Ebene der Integration von medizinischem Spezialwissen in den literarischen Text. Es werden bei Swobodnik Zitate medizinischen Inhalts aus medizinischen Fachtexten oder aus Arztbriefen eingesetzt, diese werden entsprechend typographisch kenntlich gemacht und die Quellen werden korrekt angegeben. Integriert werden jedoch auch andere Referenztexte jeglicher Couleur, die mal wörtlich zitiert, mal paraphrasiert werden, oder es wird nur der Name des jeweiligen Autors genannt.⁴ Auf diese Weise entsteht ein Netz von intertextuellen und interdiskursiven Elementen, einer mentalen Landkarte gleich, nach der sich der Autor orientieren kann.⁵ Diese Karte verliert nach dem einschneidenden Ereignis, der Diagnose und mehr noch durch den chirurgischen Eingriff, weitestgehend ihren orientierenden Sinn.

Es geht also um die Vulnerabilität des eigenen Gehirns und an die damit verbundene Brüchigkeit der eigenen Identität wird von Anfang an über diesen Fixpunkt herangegangen und die Individualität in Frage gestellt, indem der Erzähler über sein Gehirn sagt: „Ich wette, ich könnte Ihnen meines als Ihres unterjubeln und Sie würden es nicht einmal bemerken.“ (Swobodnik 2015, 9)

Die titelgebende Analogie wird wie folgt erläutert: „Gaza im Kopf. Die israelische Regierung rät der Zivilbevölkerung in Palästina sich bei den Bombenangriffen in Sicherheit zu bringen. Was für ein Zynismus! Genauso fühle ich mich. Mein Gaza war ab jetzt im Kopf. Und kein Platz weit und breit, um sich zu verstecken“ (15). Die besagte Analogie steht metaphorisch für die Ausweg- und Hoffnungslosigkeit, die dem Krankheitsbild physiologisch entspricht. Diese erzählen zu können bedeutet für den Erzähler eine Art mentale Ausrichtung. Wenn für Jürgen Straub „Selbstthematizierungen [...] überwiegend Antworten auf *praktische Probleme*“ sind (2019a, 16; Hervorhebung im Original), so sieht der Erzähler den Sinn der Kunst und der Literatur in der therapeutischen Funktion, die der Autopathographie ja zugestandenmaßen anhaftet. Und er fragt sich entsprechend:

Was kann Kunst denn dann? Vielleicht: sichtbar machen, zeigen, bewusst werden lassen. Oder einfach der Hilf- und Hoffnungslosigkeit Ausdruck verleihen. Den Stillstand in Bewegung versetzen. Dem Fatalismus ein Korrektiv verpassen. Der Angst eine Stimme. Der Paralyse ein Gesicht geben. (Swobodnik 2015, 15)

Es zeichnet sich eine metaphorische Struktur des Textes ab, die dem Krankheitsbild weitestgehend entspricht. Und was schließlich durchaus naheliegend ist, finden sich Metaphern zum Aneurysma und zum psychischen Zustand des Betroffenen, aber auch Metaphern mit den Zielbereichen wie dem Gehirn, der Angst, der Narkose oder dem eingesetzten Titanclip. Die komplexeste Struktur der Metaphorisierung

weist erwartungsgemäß der Zielbereich Aneurysma auf. Bekanntermaßen werden Krankheiten mit dem Bildfeld „Krieg“ analogisiert. Demensprechend wird das Aneurysma als „Zeitbombe“ (10) metaphorisiert, und zwar genauer als eine, die mit Zeitzündler ausgestattet ist, der auf ungewiss eingestellt ist.

Des Weiteren wird das Aneurysma personifiziert, es kommuniziert mit dem Betroffenen und es wird mit Schimpfwörtern wie „Schwein“ oder „Drecksack“ (11) belegt. Das Schwein grunzt und spricht mit dem Erzähler (13). Wird der strukturelle Aspekt des Aneurysmas mit dem Lexem „Sack“ eingeführt (Aneurysma ist eine arterielle Aussackung), entsteht eine metonymische Beziehung, die mit dem Pejorativum „Drecksack“ einen zusätzlichen Sinnbereich aufschließt.⁶ Die Kartenspielmetapher, die zuerst im Beispiel „[d]er pokert, der Drecksack“ (34) gebraucht wurde, wird an einer anderen Stelle wieder aufgegriffen und fortgesetzt: „Hinter der Hand verweist der Drecksack vermutlich auf ein Megablatt mit lauter Trümpfen“ (43).

Die strukturelle Ähnlichkeit kommt auch in der Bezeichnung „Made im Speck“, mit der das Aneurysma verglichen wird, zum Tragen. Dabei wird zusätzlich das bedrohlich Unbekannte durch den Einsatz des Bildes der Gleichung mit einer Unbekannten verstärkt: „Da sitzt die Unbekannte, fett wie die Made im Speck, in der Gleichung“ (43).

Unter den Emotionen sind es nachvollziehbarerweise die Angst und die Hoffnungslosigkeit, die bei Swobodnik im Vordergrund stehen. Vernichtende Katastrophen, denen man sich nicht entziehen kann, wo ein Ausweg nicht denkbar ist, sind für die Krankheit (Gaza im Kopf) wie auch für die daraus resultierende Ausweglosigkeit vorgesehen. Es wird zu diesem Zweck zusätzlich die Nuklearkatastrophe von Fukushima herangezogen: „Super Gau! Ich befinde mich psychisch in der Nähe von Fukushima. Gaza allein reicht wohl nicht, kommt auch noch Fukushima hinzu“ (36).

Fast schon klischeehaft werden die Zielbereiche Gehirn und Narkose metaphorisiert. Das Gehirn wird mit einer mathematischen Metapher belegt: „Das Hirn ist kein Organ, auch kein Muskel, das Hirn ist ein kleiner elastischer Algorithmus“ (84). Die Narkose wird in Form eines fallenden weißen Schleiers in Anschlag gebracht (82).

Eine besonders poetische Ausformung erfährt die Personifizierung des Titanclips, der sich „um die Arterie schlängelt [...] und sich mit der Arterie [...] liebevoll vereint [...]]. Ein schönes Liebespaar“ (90).

Den größten Raum in der Struktur der Metaphern nehmen in Swobodniks Erzählung Konzeptualisierungen von Erinnerungen, Vergangenheit und Neuanfang ein, also Sinnbezirke, die mit der Problematik der personalen Identität aufs Engste verknüpft sind.

Die wohl auffälligste Art der metaphorischen Konzeptualisierung von Identitätsstörungen ist die Isolation, die Abtrennung von existierenden Bezügen, und zwar in diachroner Perspektive zur eigenen Vergangenheit oder in synchroner Sicht zum aktuellen Geschehen. Dies wird in Swobodniks Erzählung durch die Einfügung des Bildes einer Glasscheibe umgesetzt, die sich zwischen den Erzähler und die Welt schiebt und alle Verbindungen kappt: „Zwischen mir und der Welt scheint die Camus'sche Glasscheibe geschoben zu sein. Kein Kontakt. Keine Verbindung“ (53).

Eine weitere Variante der Darstellung von Identitätsstörung, genauer in Bezug auf das Konzept der Individualität, ist die Aufspaltung des Ich. Diese erfolgt bei Swobodnik, indem er den Rat seines Psychotherapeuten, um seine Angst zu überwinden, befolgt: „Ich spalte mich in ein erlebendes, ein erleidendes und ein beobachtendes Ich auf“ (54).

Die Kohärenz der personalen Identität ist beschädigt, Erinnerungen ergeben keine fassbaren Einheiten, die sich nahtlos in größere Sinnzusammenhänge integrieren könnten. Vielmehr werden Erinnerungen und dadurch die Vergangenheit Stück für Stück abgetragen, dazu noch als bewusster Willensakt: „Vergangenheit, die die Gegenwart beschwert. Alles muss raus. Alles zerkleinert, zerschreddert [...]“ (35).

Helene Wesendahl, die Protagonistin des Romans *Du stirbst nicht* von Kathrin Schmidt, ringt hingegen darum, gekappte Erinnerungsfäden wieder zu verbinden, um an die Vergangenheit anknüpfen zu können. Ihr ist die Vergangenheit durch die Ruptur des Aneurysmas entrissen worden. Swobodnik hingegen zerstört die bestehenden Verbindungen zur Vergangenheit selbst willentlich:

Das alte Zeug von früher zu lesen ist eine Qual. [...] Ich muss viel mehr wegschmeißen, nicht nur diese bescheuerten Fotos, die von einer Vergangenheit zeugen, an die man sich um keinen Preis freiwillig erinnern möchte. Wegschmeißen, alles wegschmeißen. Lass uns vom Baum der Unkenntnis zwei Äste abkacken und ein Feuerchen machen für die Herzenswärme. (49)

Es sind also vor allem Bücher, die Erinnerungen wachrufen und an denen entlang sich der Erzähler seine Identität erbaut hatte. Jetzt, nach der Diagnose und vor dem angesetzten Operationstermin betrachtet er sie als Krücken. Er lässt die Buchrücken sprechen und sagen:

Wir sind die identitätsstiftenden Krücken, die sinnweisenden Pflaster [...]. Ja, wir helfen ihm, sich zurechtzufinden. Aber vor allem helfen wir ihm, damit die anderen sich mit ihm zurechtfinden können. Er wird durch uns für sie fassbar [...]. Und wir scheinen ihm offenbar nicht nur Sicherheit zu geben, sondern auch Anlass, sich seiner Identität zu versichern. (60)

Der Erzähler nennt sich selbst Meister von Identitätsvergewisserungstechniken und konzeptualisiert Identität als etwas Statisches: „Immer wieder muss ich die Kelle in die Hand nehmen und den Zement gegen die Wand schmeißen“ (66). Diese substanzial gedachte Art von Identität ist statisch, nicht stabil, warum sie nunmehr vor dem Kollaps steht. Ein Neubeginn ist allerdings angesagt.

Nach der Operation stellt der Erzähler die einzig zu erwartende Frage, die nach seiner Identität: „Wer bin ich?“ (69) Und er erkennt, dass eine neue Qualität emergiert ist. Eine neue Identität ist entstanden: „Ich. Kolossal. Irgendwas wurde da falsch verschaltet. Ich ist von nun an ein anderer“ (76).

Auf die Frage „Wer bin ich?“, die sich der Erzähler im Aufwachraum stellt, ist keine einfache Antwort möglich. Der Erzähler verweist auf Montaignes Ideen zur Identität, und zwar auf das, was wir als Problem der als Einheit einer Person verstandenen Identität bezeichnen. Dementsprechend bemerkt er auch: „Wenn ich

nach der OP noch der bin wie vor der OP [...]“ (80). Eine neue Identität muss erst entstehen, Zuschreibungen müssen akzeptiert oder abgelehnt werden, Verhaltensweisen müssen erprobt werden etc. Darum muss auch der Erzähler in Swobodniks Buch den Namen, den er am Handgelenk an einem Plastikbändchen erkennt, zunächst einmal nur glauben, wie Helene Wesendahl in Kathrin Schmidts Roman ihren Namen erst einmal glauben musste: „Um das Handgelenk ein Plastikbändchen. Name. Geburtsdatum. Zwei Nummern. [...] Wenn ich ehrlich bin [...], kann ich weder mit dem Namen noch mit dem Geburtsdatum etwas anfangen“ (2009, 95).

Eine weitere Parallele mit anderen Autopathographien, in denen die personale Identität verhandelt wird, erkennen wir im Einsatz des Motivs des Spiegels. Spiegelszenen werden eingesetzt, um zu zeigen, dass sich die Protagonisten darin nicht wiedererkennen, ggf. dass sie darin jemanden anderen sehen, einen Fremden. In Swobodniks Text heißt es entsprechend:

Auch nach dem Blick in den Spiegel [...] fällt mir nichts ein. [...] Aber ansonsten ist mir das Spiegelbild fremd. Interessant: Ich sage, das Spiegelbild. Nicht der, der in den Spiegel guckt. Obgleich der ja identisch sein müsste. [...] Der Anzug passt, die Schuhe, alles, obgleich ich sie nicht als meine eigenen in Erinnerung habe. (2015, 95)

Nachdem sich der Protagonist von seiner Vergangenheit getrennt hat, müssen neue Zusammenhänge erst mühsam hergestellt werden. Dafür wird die bewährte Netz-Metapher in Anschlag gebracht: „Ich versuche über verschiedene Koordinationpunkte ein Netz zu flechten, in das ich mich fallen lassen kann [...]“ (112).

Dabei werden Referenzen zu jenen Sinnbezirken, von denen sich der Protagonist getrennt hatte, tunlichst umgangen, um zu vermeiden, dass diese in den neuen Beziehungen Schäden anrichten: „Aber ich will nicht die Vergangenheit herbei zitieren“ (118). Das neue Netz bzw. der neue Text ist nichts Festes, vielmehr setzt sich die Auflösung auch in der neuen Situation nach der OP fort:

Der schwarze Hund sitzt neben mir. [...] Wir lassen uns treiben, ich und er. Zwei abgebrochene Äste auf dem Meer. [...] [ich] wünsche, dass [...] ich [...] schließlich vergesse. Alles vergesse, damit die Vergangenheit in seine [sic!] Einzelteile zerfällt [...]. (164)

Auflösen. Sich einfach auflösen. (166)

Susanne Krahe: *Adoptiert: Das fremde Organ* (1999)

In Krahes Buch *Adoptiert: Das fremde Organ* wird die Transplantation als Grenzerfahrung reflektiert. Das erzählende Ich berichtet in erster Linie über die durch eine Nierentransplantation eigene gewandelte Identität. Es setzt auf einen Dialog mit dem transplantierten Organ und seinem unbekanntem Spender; die verwendete vertraute Anrede richtet sich nicht nur an den Verstorbenen, sondern oft auch an das transplantierte Organ.

Mit der buchstäblich einschneidenden Erfahrung der Organtransplantation wird das eigene Leben neu entworfen, da das vorherige keine Gültigkeit mehr zu haben scheint. Im neuen Leben war „kein Platz für Erinnerung“ (75). Das neue Leben, wie es in der Erzählung der Theologin Krahe heißt, ist verknüpft mit der Erkenntnis des

Fremden im Eigenen: „Ich sehe seine prallen, dunkelroten Lippen in meinem Handspiegel [...]“ (102).

Die Erzählung zeichnet sich im Sinne der Gattung Autopathographie durch sachliche Darstellungen von medizinischem Wissen⁷ in einer Durchdringung mit poetischen Passagen aus, in denen entweder der Transplantierte oder das Transplantat selbst als sprechendes Ich auftreten. Rekuriert wird dabei u. a. auf den Begriff „Adoption“. Inwiefern Adoption mit Identität zusammenhängt, erklärt die Psychotherapeutin Inge Kölle wie folgt:

Menschen, insbesondere Kinder, werden in ihrem arglosen Zugehörigkeitsgefühl gestört, weil sie zu „Anderen“ erklärt werden. Und durch die späte Entdeckung etwa, als Kind adoptiert worden zu sein, ist die ganze Sicherheit des bisherigen Bezugssystems infrage gestellt. (2021, 4)

Die Problematik, die in der Erzählung von Krahe verhandelt wird, ist die Verunsicherung durch die Störung des Bezugssystems der personalen Identität, anschaulich gemacht durch das besagte Konzept der Adoption. Das fremde Organ wird als „[m]ein Embryo. Mein Adoptivkind“ (1999, 63) konzeptualisiert. So konstatiert Elke Wild (1998, 265), dass die Adoption eine Transaktion zur Herstellung von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen nicht blutsverwandten Personen sei. Die Adoption, so Krüger-Fürhoff, ersetze eine

auf „Blutsbanden“ begründete Verwandtschaft durch einen juristischen Akt [...]. Die Verwendung eines juristischen Verfahrens zur Herstellung eines „natürlichen“ Ergebnisses (hier der Konstitution von Elternschaft ohne deren biologische Grundlagen) lässt sich durchaus auf die Transplantationsmedizin übertragen, in der chirurgische Verfahren eine neue „natürliche“ Körperlichkeit herstellen. (2012, 229)

Das Bezugssystem der personalen Identität wird auch in diesem Fall metaphorisch als Netz bzw. als Netzwerk konzeptualisiert, um die chirurgisch hergestellte Verbindung zwischen dem Transplantat und dem Körper des Empfängers zu beschreiben. Diese Metapher weist sowohl textile als auch technische Konnotationen auf. Auch Krahe beschreibt ihren Körper mit Hilfe von Netzwerkmetaphern und stellt das medizinische Hybridisierungsverfahren der Transplantation der Verknüpfung von Mensch und Maschine (bei Dialyse) der biologisch-fleischlichen gegenüber. Die Autorin bringt metonymisch zwei Hinrichtungsbilder ins Spiel, die „Kreuzigung“ (1999, 25, 27) und den „Galgen“ (25) und fragt nach den Grenzen dieser Verbindung (37). Das neue Bezugssystem (der transplantierte Körper) ist metaphorisch als „Netzwerk“ angelegt, das (durch Immunreaktionen) von innen heraus bedroht wird: „Bakterien. [...] Sie knabbern an unserer Verbindung wie an einem Versorgungskaabel. Häppchen für Häppchen wird das Netz dünner“ (8).

Ein wichtiger Aspekt der Identitätsproblematik in Verbindung mit der Transplantationsmedizin ist die angenommene Vervielfältigung der Person durch die Annahme eines fremden Organs.⁸ Krüger-Fürhoff bemerkt diesbezüglich:

Einige der bislang diskutierten Autorinnen und Autoren beantworten die erlebte Dezentrierung ihrer Subjektivität und die Aufspaltung und Vervielfältigung der eigenen Leiblich-

keit, indem sie auf eine Linearität und Geschlossenheit ihrer autobiographischen Texte verzichten. (2012, 88)

Die Frage nach der Identität wird bei Krahe gleich zu Anfang in den Fokus gerückt. Allein die Überschrift des ersten Kapitels „Fremder im Spiegel“ ist dafür bezeichnend. Das Zusammentreffen zweier Organismen vollzieht sich in literarischen Darstellungen häufig in Spiegelungen. Das Spiegelmotiv erfährt bei der Literarisierung der Erfahrung der Organtransplantation eine spezifische Konkretisierung.⁹ Die Protagonistin besinnt sich ihrer Identität, erkennt ihre Züge im Spiegel und erkennt zugleich den Riss zwischen den beiden Entitäten. Zentral ist hier das Spiegel-Motiv: „Dort steht er täglich in meinem Gesicht geschrieben. Jeden Morgen treffe ich ihn im Spiegel: Rendezvous mit einem Schatten [...]“ (1999, 9).

Die Spiegelfläche macht es möglich, Dinge zu sehen, die aus der Betrachterperspektive nicht sichtbar sind – es ist in der Regel das Gesicht des Betrachters. Um sich selbst im Spiegel zu betrachten, muss das Subjekt erst Gegenstand der Betrachtung, also Objekt werden. Der Spiegel wird also als Mittel der Selbstreflexion verwendet. Die Spiegelszenen bei Krahe werden ebenfalls dazu genutzt, um zu projizieren, was unsichtbar ist. Es ist das die Objektivierung des Auseinanderdriftens der beiden Wesen. Die Rede ist von einem „Riß durch den Spiegel“ was zur Folge hat, dass beider „Konturen zersplittern“ (10).

Gleich im ersten Kapitel wird eine Wir-Identität aufgebaut, eine Symbiose von Ich und Du, indem dieses Du verstanden werden will und daher nach einer eigenen Sprache dafür gesucht wird: „Ich suche nach einer Sprache, die dich zum Ausdruck bringt“ (32).

Das Ich wechselt in den Eigenzuschreibungen oft zu Wir oder changiert förmlich zwischen Ich und Wir. Wenn das Ich Wir wird bzw. das Wir Ich, ist eine Verschmelzung vollzogen, da keine Distinktion mehr vorhanden – dies kommt jedoch nicht zustande. Die Engführung der beiden Perspektiven drückt sich in Aussagen aus wie den folgenden: „Ich nehme uns leicht [...]“ oder „sein Schweiß, mein Schweiß“ (10, 13).

Es kommt nicht zur Auflösung der Ich-Wir-Grenze, es bleibt bei ständigen Perspektivenwechseln und der Perspektivenwechsel zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Erzählung und wird somit zum prägenden poetischen Verfahren und gleichzeitig zum strukturierenden Element des Textes: „ich muß ihn denken [...] Ich muß erinnern, was sein Gedächtnis nicht mehr gespeichert hat. [...] Sein letzter Blick schärft mir die Sicht“ (14).

Diese geschärfte Sicht betrifft beide Perspektiven, die Innen- wie die Außenperspektive. Diese Doppelperspektivierung der eigenen Identität entspricht strukturell der oben erwähnten Unterscheidung der Wahrnehmung der eigenen Gleichartigkeit und Kontinuität (Innenperspektive) und der Bestätigung dieser Selbstwahrnehmung durch Andere (Außenperspektive). Der Unterschied besteht darin, dass die Protagonistin beide Perspektiven durch die Aufnahme des Fremden vereint: „Dann kann ich mich plötzlich von außen sehen“ (14). Und später „Ich kann mich auch von innen sehen [...]“ (15).

Wenn aber die Identität nicht mehr zählt, weil sie ohnehin nur eine Eigen-Konstruktion ist, dann kommt auch kein Ich-Gefühl zustande. In dieser Beob-

achtung kommt Derek Parfitts bekanntes Diktum „Identity Doesn't Matter“ (1987, 245–281) deutlich zum Ausdruck. Es ist zugleich wenig erstaunlich, dass ebendieser Identitätstheoretiker und seine Sicht auf die Problematik auch von David Wagner in seinem Roman *Leben* explizit aufgegriffen wird: „Parfitt meint, die Identität einer Person sei im Grunde unbestimmbar und nach ihr zu fragen irrelevant“ (2013, 131).

Bei Krahe kommt Parfitts Konzept des Replikanten, wie auch das Konzept des Chimärismus¹⁰, das als „Kreuzblut“ (52 ff.) konzeptualisiert wird, zum Tragen. Das Aufbrechen der Kohärenz der eigenen Identität wird in diesem Sinne weiter als Hybridität ausgeführt: „Das war nicht ich. Jemand hatte seine Träume in meinen Kopf gegossen“ (59).

Die so empfundene Verdoppelung, die aus einer Verbindung von zwei Wesenheiten resultiert, wird als zu verarbeitendes Problem immer wieder aufgegriffen und die Protagonistin fragt: „Aber wie stillt man den Doppeldurst. Wie schläft es sich: plötzlich zu zweit [...]?“ (90) Sie kann mit der neuen Situation nicht umgehen, versteht diese also auch nicht, und die wendet sich an den Fremden mit Bitten um Aufklärung, Belehrung und Orientierung. Das Ich und das Du bleiben für sich eigene (getrennte) Wesen. Es gibt eine Zweisamkeit, jedoch keine Verschmelzung zu einem unteilbaren Wesen im Sinne von Individualität, da die Teile als Phänomene ontologisch gegeben angesehen werden. Das Du bleibt ein Fremder, an den die Protagonistin die Frage richtet: „Was hast du gewußt“ (96). Dieser Riss in der Identität, der als zerrissene Leinwand bzw. als Riss im Spiegel metaphorisch konzeptualisiert wird, muss durch die Herstellung von Kohärenz behoben werden, was als Rekonstruieren einer Matrize ebenfalls metaphorisiert wird (15).

Die Ich-Erzählerin fühlt sich mit dem vierzehnjährigen Spender, dessen Niere sie erhalten hat, eng verbunden. Zum neuen Organ wird eine freundschaftliche, beinahe intime Beziehung entwickelt, „den neuen Freund, diesem Nächsten der Nächsten“ (9).

Zu den Stilmitteln, die den Aspekt der Unterbrechung betonen, gesellen sich auch intertextuelle Bezüge, die die Transplantation inhaltlich mit dieser einschneidenden Erfahrung verbinden, sie aber gleichzeitig in einen Kontext vertrauter Phänomene einfügen und damit als annehmbar stilisieren.

In Krahes Text werden verschiedene Verwandtschaftsmodelle durchdekliniert. Es ist offensichtlich, dass die Autorin bei der Beschreibung von Nähe auf Konzepte zurückgreift, die aus den semantischen Bereichen Freundschaft, Liebe, Elternschaft (Adoptivkind) und Blutsverwandtschaft stammen. All diese verschiedenen Bezeichnungen genealogisch begründeter oder gewählter Verwandtschaften werden in Krahes Erzählung unter dem Begriff der Verwandtschaft subsumiert. Der Begriff „Spender“, in seiner wie auch immer dargestellten oder konzeptualisierten Beziehung zum Empfänger, drückt die gängige Vorstellung aus, dass die Teilhabe am Körper eines anderen Individuums, die durch eine Transplantation hergestellt wird, neues Leben nach sich zieht, also neue Formen sozialer Beziehungen intendiert. Diese Verbindungen werden daher in der Regel als verwandtschaftliche Bindungen dargestellt.

ZUSAMMENFASSUNG

Texte aus dem Bereich der Autopathographie stehen dem professionellen Diskurs der medizinischen Wissenschaften nahe und bieten alternative Möglichkeiten, Krankheit zu konzeptualisieren und zu denken. Die Werke, die Gegenstand unserer Analysen waren, gehören zu den neuen Autopathographien und beschreiben Krankheiten, die nicht mehr als Folgen von gesellschaftlichen Entwicklungen gewertet werden, wie es in der „Neuen Innerlichkeit“ in der Regel der Fall war, vielmehr werden Pathologien als Teil des individuellen Lebens interpretiert. Da die damit verbundenen Erfahrungen und die Folgen der Erkrankung für das individuelle Leben gravierend sind, wird oft die Frage nach der persönlichen Identität gestellt. Die Frage, wer ich bin, ist immer dann relevant, wenn Menschen, die diese Frage äußern, nicht oder nicht mehr wissen, wer sie (geworden) sind, wenn sie kein Gefühl mehr für ihre Unität haben – und das betrifft nicht nur äußere Ordnungen (also Entwurzelungen jedweder Art), sondern auch die innere Zerrüttung. Diese Verunsicherungen sind also der Auslöser für Fragen nach Identität, die in den analysierten Texten gestellt werden.

Gemeinsamkeiten bestehen auch auf der Ebene der Integration von medizinischem Spezialwissen. Der medizinische Fachdiskurs spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle und er greift in die Erzählinhalte ein. Eine auffällige Referenzialität bis zur Intertextualität und Intermedialität konnten in beiden Texten nachgewiesen werden. Es werden in beiden Texten Zitate medizinischen Inhalts aus medizinischen Fachtexten eingesetzt, diese werden als solche kenntlich gemacht und die Quellen werden korrekt angegeben. Integriert werden jedoch auch Referenztexte anderer Provenienz, wodurch ein interdiskursives Netz entsteht.

In den analysierten Autopathographien überlappen einander medizinisches Spezialwissen und persönliche Reflexionen, wie auch jene teilweise autonomen Sinnbezirke, aus denen oft Analogien hervorgehen, in denen Metaphern bekanntlich ihren Ursprung haben, auf die wir in unserem Beitrag näher eingegangen sind. In den analysierten Autopathographien konnten wir unter anderem eine verbindende Metaphorik im Umfeld der Frage nach der eigenen Identität erkennen (z. B. Netz, Spiegel, Leinwand).

ANMERKUNGEN

¹ Locke 1981, Kapitel „Über Identität und Verschiedenheit“; Hume 1989, Kapitel „Von der persönlichen Identität“; vgl. auch Gleason 1983.

² Jürgen Link nennt diesen Faktor „Diskursposition“ (1988, 298).

³ Kollektivsymbole verdichten Wissen, sie enthalten die Wertorientierungen einer Gesellschaft, ihre Einstellungen, Denkstereotypen usw.

⁴ Michel Houellebecq, Wolfgang Herrndorf, Fritz J. Raddatz, Tor Ulven, Thomas Bernhard, Julie Zeh, Péter Nádas, Martin Heidegger, Elias Canetti, Albert Camus, Franz Kafka, Hans Henny Jahnn, Peter Handke, Heiner Müller, Werner Schwab, Georg Trakl, Tomas Espedal etc. Erwähnung finden aber auch Schauspieler, Musiker und andere Künstler wie Ben Wagin, Hermes Phettberg, Laurie Anderson oder Kurt Cobain.

- ⁵ Rolf Parr spricht von „mental Landkarten“ (2015, 15–35) im Interdiskurs, die allerdings mit Hilfe von Kollektivsymbolen konstruiert werden. Ähnliches entsteht durch Referenzen aller Art auf fremde Texte.
- ⁶ Dieses Bild kommt in zahlreichen Beispielen vor: „[d]ieser Drecksack im Hirn“ (14); „der Drecksack im Hirn spuckt um sich“ (23); „[d]er pokert, der Drecksack“ (34).
- ⁷ Im Kapitel „Geschichten aus der Zwischenwelt“, finden sich Erläuterungen zu medizinischer Terminologie, zu Sachverhalten wie ZVK, Heparin, zu Magensäure und Übersäuerung, Cyclosporin, Immunsuppression, Cortison, Verpilzung, Ureterschleife, CMV, zur Problematik des Hirntodes und nicht zuletzt werden fremde Transplantationsfälle geschildert. Allerdings geschieht es nicht über Zitate aus Fachbüchern, sondern es wird vielmehr vermittelt, was ein informierter Patient alles an Fachwissen anhäuft.
- ⁸ Ein prominentes literarisches Beispiel, in dem diese Problematik verarbeitet wird, ist David Wagners Roman *Leben* aus dem Jahr 2013.
- ⁹ Zur Rolle des Spiegelmotivs im Zusammenhang mit der Frage nach der personalen Identität vgl. Strauss 1974 und Abels 2017.
- ¹⁰ Die medizinisch bekannte aber dennoch nach wie vor mysteriöse Problematik des Chimarismus verbindet Literatur und Medizin in besonderer Weise. Das Phänomen des Chimarismus gilt im medizinischen Fachdiskurs im Kontext der Erforschung von Abstoßungsreaktionen als belegt.

LITERATUR

- Abels, Heinz. 2017. „Spiegel und Masken.“ In *Identität*, hrsg. von Heinz Abels, 283–293. Wiesbaden: Springer VS. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-14155-4_21.
- Bauman, Zygmunt. 1997. *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Übers. von Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bernlef, J. 1984. *Hersenschimmen*. Amsterdam: Querido.
- Erikson, Erik H. [1959] 1973. *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. 1964. *Einsicht und Verantwortung*. Stuttgart: Klett.
- Frank, Arthur W. 1994. „Reclaiming an Orphan Genre: The First-Person Narrative of Illness.“ *Literature and Medicine* 13, 1: 1–21. DOI: <https://doi.org/10.1353/lm.2011.0180>.
- Fürholzer, Katharina. 2019. *Das Ethos des Pathographen. Literatur- und medizinethische Dimensionen von Krankenbiographien*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Gleason, Philip. 1983. „Identifying Identity: A Semantic History.“ *The Journal of American History* 69, 4: 910–931. DOI: <https://doi.org/10.2307/1901196>.
- Hume, David. 1989. *Ein Traktat über die menschliche Natur. Teilband 1, Buch I: Über den Verstand*. Übers. von Theodor Lipps. Hamburg: Meiner.
- Kölle, Inge. 2021. „Gedanken zu einem Paradoxon.“ Abschlussarbeit der Gestaltausbildung am Gestaltinstitut Frankfurt am Main. Abrufbar unter: <https://www.dvg-gestalt.de/wp-content/uploads/2021/06/Kopie-Endversion-fuer-DVG-Website.pdf> [zit. 30. 6. 2023].
- Krahe, Susanne. 1999. *Adoptiert: das fremde Organ. Transplantation als Grenzerfahrung*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Krüger-Fürhoff, Irmela Marei. 2012. *Verpflanzungsgebiete. Wissenskulturen und Poetik der Transplantation*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- León-Villagrà, Diego. 2022. „Der Krebs des Autors. Autopathographie und Autoethographie als autobiographische Schreibweisen der Krankheit in der Gegenwart.“ *Zeitschrift für Germanistik* 32, 2: 305–320. DOI: https://doi.org/10.3726/92172_305.
- Link, Jürgen. 1988. „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik.“ In *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hrsg. von Jürgen Fohrmann – Harro Müller, 284–307. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Locke, John. 1981. *Versuch über den menschlichen Verstand. Band II: Buch III und IV*. Übers. von Carl Winckler, Hamburg: Meiner.

- Mead, George Herbert. 1934. *Mind, Self, and Society*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Moamai, Marion. 1997. *Krebs schreiben: Deutschsprachige Literatur der siebziger und achtziger Jahre*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.
- Parfit, Derek [1984] 1987. *Reasons and Persons*. Oxford: Clarendon Press.
- Parr, Rolf. 2015. „Räume, Symbole und kulturelle Konfrontationen. Kollektivsymbolsysteme als ‚mental maps‘.“ In *Räumliche Darstellung kultureller Begegnungen*, hrsg. von Carla Dauven-van Knippenberg – Christian Moser – Rolf Parr, 15–35. Heidelberg: Synchron.
- Reulecke, Anne-Kathrin. 2018. „Neue Pathographien. Transplantation als Grenzerfahrung in David Wagners Text ‚Leben.‘“ *Zeitschrift für Germanistik* 28, 3: 465–485. DOI: https://doi.org/10.3726/92162_465.
- Ricœur, Paul [1996] 2005. *Das Selbst als ein Anderer*. Übers. von Jean Greisch. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, Paul. [1983] 1988. *Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung*. Übers. von Rainer Rochlitz. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Ricœur, Paul. [1985] 1991. *Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit*. Übers. von Andreas Knop. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Schmid, Wilhelm. 1996. „Der Versuch, die Identität des Subjekts nicht zu denken.“ In *Identität, Leiblichkeit und Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*, hrsg. von Anette Barkhaus – Matthias Mayer – Neil Roughley – Donatus Thürnau, 370–379. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Kathrin. 2009. *Du stirbst nicht*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Schoer, Markus. 2006. „Selbstthematisierung. Von der (Er-)Findung des Selbst und der Suche nach Aufmerksamkeit.“ In *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung?*, hrsg. von Günter Burkhardt, 41–72. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-90288-3_2.
- Straub, Jürgen. 2000. „Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die ‚postmoderne‘ arm-chair psychology.“ *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS)* 1: 167–194.
- Straub, Jürgen. 2019a. *Das erzählte Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Ausgewählte Schriften. Band 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiografischer Selbstartikulation*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Straub, Jürgen. 2019b. *Das erzählte Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Ausgewählte Schriften. Band 2: Begriffsanalysen und pragma-semantische Verortungen der Identität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Strauss, Anselm. 1974. *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Swobodnik, Sobo. 2015. *Gaza im Kopf*. Hamburg: Marta Press.
- Wagner, David. 2013. *Leben*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Wild, Elke. 1998. „Adoption – Familienleben mit doppelter Elternschaft.“ In *Verwandtschaft: Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*, hrsg. von Michael Wagner – Yvonne Schütze, 263–282. Berlin – Boston: De Gruyter Oldenbourg. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110508468-012>.
- Zeisberg, Johanna. 2018. „Zwischen Rettung und Unrettbarkeit. Biochemische Ich-Irritationen in Autopathographien der Gegenwart.“ *Zeitschrift für Germanistik* 28, 3: 502–518. DOI: https://doi.org/10.3726/92162_502.

Of the dissolution of the person: The strange problem of personal identity in recent German-language autopathographies

Interdiscursivity. Personal identity. Autopathography. Autobiography. Cerebral aneurysm. Organ transplantation. Sobo Swobodnik. Susanne Krahe.

Texts from the field of autopathography are close to the professional discourse of the medical sciences and offer alternative ways of conceptualizing and thinking about illness. The recent autopathographic works that are analyzed in this article describe illnesses that are no longer evaluated as consequences of social developments, as was usually the case in the “new interiority”; rather, pathologies are interpreted as part of an individual life. Since the associated experiences and the consequences of the disease are serious for the individual life, the question of personal identity is often raised. The question of self is always relevant when people who express this question do not know or no longer know who they are (or have become), or when they no longer have a sense of unity. This concerns not only external orders (i.e. uprooting of any kind), but also internal disruption. These insecurities are thus the trigger for questions about identity that are posed in the analyzed texts.

Mgr. Roman Mikuláš, PhD.
Institute of World Literature
Slovak Academy of Sciences
Dúbravská cesta 9
841 04 Bratislava
Slovak Republic
roman.mikulas@savba.sk
<https://orcid.org/0000-0002-0822-2535>

Doc. Mgr. Andrea Mikulášová, PhD.
Institute of Philological Studies
Department of German Language, Literature and Didactics
Faculty of Education
Comenius University in Bratislava
Račianska 59
813 34 Bratislava
Slovak Republic
mikulasova@fedu.uniba.sk
<https://orcid.org/0000-0002-0717-2249>